

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Roderic Jeffries
Mallorca – My Love

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Zufrieden betrachtete Pablo Roig die Endsumme auf dem Blatt Papier – sein Vermögen hatte sich schon wieder vergrößert. Nicht schlecht für einen Mann, der in einer Elendshütte geboren wurde und der einmal Lehrer in einer Dorfschule gewesen war, wobei er dem Bürgermeister, dem Stadtrat und den bessergestellten Grundbesitzern ehrerbietig begegnen mußte, falls diese sich dazu herabließen, mit ihm zu sprechen.

Sein Aufstieg aus solch bescheidenen Verhältnissen setzte Intelligenz, Ehrgeiz, Fleiß und eine gewisse Genialität voraus. Seine Intelligenz gebot es ihm, Leuten, die er verachtete, die aber die Macht besaßen, über seine Zukunft zu bestimmen, Respekt zu zollen; sein Ehrgeiz spornte ihn an, zuerst Lehrer zu werden und sich dann nach einem angemessenen Jurastudium als Rechtsanwalt niederzulassen, auf Fleiß gründete sein Erfolg; und eben seine Genialität hatte ihn erkennen lassen, wie er den Umstand, daß Elenas Cousin, Rodolfo, ein Schwächling war, zu seinem eigenen Vorteil nutzen konnte.

Niemand mochte Rodolfo, doch da sein Vater ein reicher Landbesitzer war, ging niemand so weit, ihn offen zu brüskieren. Lediglich Pablo Roig suchte seine Gesellschaft, lud ihn immer wieder zum Trinken ein und lauschte geduldig seinem dummen, sinnlosen Geschwafel... Als er sicher war, daß Rodolfos enormer Alkoholkonsum zu einem frühen Tod führen würde, machte er Elena einen Heiratsantrag. Obwohl er finanziell gesehen für jede Frau eine schlechte Partie gewesen wäre, befürchtete er keine Sekunde lang, daß sie ihm einen Korb geben würde.

Immerhin war sie schon über dreißig – die meisten Frauen waren bereits mit zwanzig verheiratet –, und sie war außerdem alles andere als eine Schönheit. Als die Leute von der Verlobung hörten, lachten sie; doch das Lachen verging ihnen, als anderthalb Jahre später, nach Rodolfos Tod, dessen Vater starb und seinen gesamten Grundbesitz Elena hinterließ.

Wenn, so dachte er selbstgefällig, er dazu aufgefordert würde, das Geheimnis des wirtschaftlichen Erfolgs mit einem Wort zu definieren, dann würde er sagen: Weitblick. Die Fähigkeit, nach vorn zu schauen, während andere nur das Nächstliegende sahen; das Vorauswissen, daß das Tourismusgeschäft blühen und daß in der Nähe des Meeres Bauland erschlossen würde; deshalb verkaufte man, wenn man klug war, sein Land nicht, sobald es im Wert zu steigen begann – wie ein geldgieriger Bauer – sondern behielt es, bis der Preis in astronomische Höhen schnellte; die Erkenntnis, daß Ausländer, die Eigentum erwarben, juristischen Beistand brauchten, und daß sie immer einen Anwalt bevorzugen würden, der ihre Muttersprache beherrschte. Er vergewärtigte sich, daß sich seine Mühe, Englisch, Französisch und Deutsch zu lernen, später tausendfach auszahlen mußte.

Im Geist listete er seine Besitztümer auf, wobei er diejenigen ausließ, die Elena in ihrer Sturheit nicht auf seinen Namen überschreiben lassen wollte. (Auf dem spanischen Festland urteilte das Gesetz viel vernünftiger, indem es festlegte, daß der gesamte Besitz dem Ehemann gehörte.)

Das Landgut in den Hügeln am Fuß der Sierra de Alfabia – von dem sie nichts wußte, genausowenig wie von den vielen Damen, die ihn dort besucht hatten; die schönen Häuser, von denen sie nichts ahnte, und die er erworben hatte, wenn Klienten in finanzielle Not gerieten und rasch Geld brauchten (vergnügt dachte er daran, daß in mindestens zwei Fällen die finanziellen Probleme erst durch seinen entsprechenden juristischen Rat entstanden waren); die dicken Aktienpakete, die in der Schweiz aufbewahrt wurden und von denen der Steuerprüfer nichts wußte; der Schmuck, den er Elena geschenkt hatte, nicht als Zeichen seiner Liebe und Zuneigung, sondern als Kapitalanlage . . .

Das Sprechgerät summt und störte seine angenehmen Gedanken. Er beugte sich vor und drückte auf eine Taste.

»Señor Braddon ist mit seiner Frau hier und möchte Sie unbedingt sprechen«, meldete Marta, seine Sekretärin.

»Ich habe keine Zeit.«

»Ich sagte ihm, daß Sie niemanden empfangen, aber er besteht darauf.«

»Dann sagen Sie ihm, daß ich darauf bestünde, ich hätte keine Zeit.«

Er lehnte sich wieder in seinen Sessel zurück. Marta war achtzehn Jahre alt und sehr attraktiv. Auf seine Komplimente reagierte sie keß und erfahren, und wenn er sie berührte, wich sie eher lässig aus anstatt verärgert. Allerdings war sie verlobt. Ob sie nur mit ihm spielte, weil sie sich in Wirklichkeit für die Ehe aufsparte?

Das Sprechgerät summte wieder.

»Der Señor sagt, Sie müßten sie empfangen.«

Ein weiser Mann wußte, wann er sich in das Unvermeidliche fügen mußte. »Na schön. Führen Sie sie in ein paar Minuten herein.«

Er nahm das Blatt Papier und legte es in die mittlere Schreibtischschublade, die er abschloß. Vermutlich hätte kein anderer als er mit den Zahlen etwas anfangen können, doch das Leben hatte ihn gelehrt, daß man nicht vorsichtig genug sein konnte.

Er bereitete sich darauf vor, Braddon freundlich anzulächeln, diesen aufgeblasenen Trottel, der schon seit Jahren auf Mallorca lebte und immer noch kein Wort Spanisch konnte, weil er fand, die Einheimischen müßten Englisch lernen.

Marta führte die Braddons herein. Roig stand auf, ging um den Schreibtisch herum und schüttelte ihnen die Hände. »Señor Braddon; Señora Braddon, wie schön, Sie wiederzusehen.« Er sprach fließend Englisch mit einem guten Akzent.

»Gut sehen Sie beide aus.«

»Ich fühle mich aber verdammt schlecht«, versetzte Braddon. Er ärgerte sich, daß er seine Hand nicht rechtzeitig zurückgezogen hatte, die nun mit mediterraner Überschwenglichkeit gedrückt wurde.

»Haben Sie sich vielleicht erkältet?«

»Ich habe Ihren Brief bekommen. Verflucht noch mal . . .«

»Joe«, warnte Letitia. Sie wirkte hager und welk, als hätte sie sich zu lange der Sonne ausgesetzt.

»Laß mich ausreden . . .«

»Ja, aber du solltest dabei ruhig bleiben.«

»Habe ich etwa keinen Grund, mich aufzuregen?«

»Aufregung schadet deinem Blutdruck.«

»Ich könnte vor Wut an die Decke gehen.«

Roig sagte beschwichtigend: »Ich schlage vor, wir nehmen Platz und stellen fest, worüber sich der Señor so aufregt. Bestimmt läßt sich das Problem rasch lösen. Wie sagte doch einer unserer Philosophen aus dem neunzehnten Jahrhundert – es gibt für alles eine Lösung, außer für den Tod.«

»Ich pfeife auf . . .«

»Joe«, flehte seine Frau.

Sie setzten sich, die Braddons auf Stühle, die vor dem Schreibtisch standen. Roig lächelte seine Besucher freundlich an. »Erzählen Sie mir, was Sie auf dem Herzen haben, und ich helfe Ihnen.«

»Was hat Ihr Brief zu bedeuten?« wollte Braddon wissen.

»Habe ich mich nicht klar genug ausgedrückt? Das tut mir leid.« Roig fand, mit seiner Hakennase und den vielen Kinnfalten sähe Braddon aus wie ein alter Truthahn.

»Sie waren deutlich genug; das ist nicht das Problem.«

»Dann verstehe ich nicht . . .«

»Wie zum Henker kommen Sie plötzlich darauf, Sie könnten mich nicht länger vertreten?«

»Wie ich Ihnen in meinem Brief bereits mitteilte, ist meine Frau eine Cousine der Gattin des *aparejadors*; das ist keine günstige Voraussetzung, wenn man vor Gericht geht.«

»Das gefällt mir! Das gefällt mir wirklich! Keine günstige Voraussetzung!« Er hob die Stimme. »Bestand dieses Verwandtschaftsverhältnis noch nicht, als wir das erstemal zu Ihnen kamen und Ihnen erzählten, welchen Ärger wir mit dem Haus hätten?«

»Doch, natürlich.«

»Und warum haben Sie uns nicht gleich darauf aufmerksam gemacht?«

»Weil ich dazu keine Veranlassung sah.«

»Was meinen Sie damit, Sie hätten keine Veranlassung gesehen? So etwas Hinterhältiges, Gemeines . . .«

»Bitte, Joe«, mischte sich Letitia ein, »bleib doch ruhig.«

Er drehte sich zu ihr um und schien ihr etwas sagen zu wollen. Dann besann er sich jedoch anders und wandte sich in ruhigem Ton wieder an Roig. »Als ich Sie zum erstenmal aufsuchte und Ihnen sagte, daß die Wände unseres Hauses Risse bekämen, erwiderten Sie da nicht, ich hätte das Recht, den Architekten, den Bauunternehmer und diesen anderen Mann zu verklagen, wie immer der heißt, weil das Haus noch keine zehn Jahre alt sei?«

»Das stimmt.«

»Und gab ich Ihnen nicht sämtliche Unterlagen und Pläne, in denen die Namen der betreffenden Personen standen?«

»Doch, ja.«

»Haben Sie denn nicht gleich gesehen, daß Ihr Cousin in die Sache verwickelt ist?«

»Es handelt sich um die Cousine meiner Frau, die mit dem *aparejador* verheiratet ist, Señor.«

»Das ist doch egal. Jedenfalls haben Sie von Anfang an gewußt, daß ein Interessenkonflikt existiert.«

»Keineswegs.«

»Was zum Teufel soll das heißen? Wenn Sie wußten, daß Sie mit jemandem von der Gegenpartei verwandt sind . . .«

»Nicht ich, Señor, sondern meine Frau . . .«

»Das Verwandtschaftsverhältnis bedingt einen Interessenkonflikt.«

»Damals noch nicht, Señor.«

»Wieso denn nicht?« Braddons wachsender Zorn wechselte sich ab mit Verblüffung.

»Ehe ein Fall vor Gericht kommt, ist nichts sicher. Alles mögliche kann passieren. Ich könnte sterben, die Cousine meiner Frau könnte sterben, und, was noch bedauerlicher wäre, Sie könnten sterben. Solange man nicht ganz genau weiß, was geschehen wird, besteht auch kein Interessenkonflikt.«

Braddon kochte vor Wut. »In England hätte mich jeder Anwalt, der nur einen Funken Anstand besitzt, sofort über den Sachverhalt aufgeklärt.«

»Aber Sie sind hier in Spanien, Señor.«

»Daran brauchen Sie mich nicht zu erinnern, verdammt noch mal . . . Und glauben Sie ja nicht, Sie könnten mir Sand in die

Augen streuen. Ich weiß genau, was hier vorgeht. Sie sind nichts weiter als ein . . .«

»Bitte, Joe«, flehte Letitia.

Er hörte nicht auf sie. »Sie sind nichts weiter als ein elender kleiner Gauner.«

»Jetzt werden Sie aber unhöflich«, meinte Roig bedauernd.

»Ich will auch gar nicht höflich sein. Und ich sage es noch einmal, Sie sind ein elender kleiner Gauner. Sie wollen, daß Ihr Cousin keine Scherereien bekommt . . .«

»Es ist die Cousine meiner Frau, die mit dem . . .«

Braddon fluchte, daß Letitia zusammenzuckte, und fuhr fort:

»Von Anfang an haben Sie mich hinters Licht geführt. Sie haben mir nie gesagt, daß der Fall innerhalb dieser Zehnjahresfrist auch tatsächlich vor Gericht verhandelt werden muß; Sie behaupteten, es genüge, die Gegenpartei anzuschreiben. Ich verstand nicht, was gespielt wurde, deshalb zeigte ich Ihren Brief heute morgen einem Freund. Der sagte mir, wenn der Prozeß nicht in dem Zeitraum von zehn Jahren anrollte, wäre die Sache verjährt, und bis dahin sind es nur noch wenige Tage. Sie haben alles getan, um zu verhindern, daß ich die Schufte anzeige. Aber damit kommen Sie mir nicht durch. Ich werde mich an die Anwaltskammer wenden und mich über Sie beschweren; ich Sorge dafür, daß Sie Ihre Zulassung verlieren.«

Obwohl Roig seine bekümmerte Miene beibehielt, amüsierte er sich insgeheim. Glaubte dieser aufgeplusterte kleine Wicht tatsächlich, er könne gegen ihn etwas ausrichten? Wenn jede Beschwerde eines Ausländers gegen seinen Anwalt Konsequenzen nach sich zöge – wer bliebe denn übrig, um die erforderlichen juristischen Schritte einzuleiten?

Casa Gran war, wie schon der Name andeutete, das größte Anwesen im Umkreis von vielen Kilometern. Das dazugehörige Grundstück belief sich auf einhundertundfünfzig Hektar; auf der Insel galt jeder Bauernhof ab drei Hektar Land als ansehnlich.

Über zweihundert Jahre lang befand sich das Gut im Besitz einer aus Barcelona stammenden Familie; doch trotz ihres enormen Reichtums hatte sie im Bürgerkrieg die Republikaner unterstützt, und nach und nach hatte man ihr gesamtes Eigentum konfisziert. Zeitweise wurde das Haus als Kaserne benutzt und hatte dementsprechend darunter gelitten; nach dem Krieg stand es leer.

Die zweiräumige *casita*, in der Roig geboren war, lag sechs Kilometer weiter südlich, und an einem klaren Tag hatte er von dort aus Casa Gran sehen können; er erinnerte sich noch gut, wie er als Junge vor seinem erbärmlichen Elternhaus stand und über das Land schaute. Das große Haus symbolisierte für ihn gesellschaftlichen Aufstieg, und damals verspürte er die ersten Anwandlungen von Ehrgeiz, es im Leben zu etwas zu bringen. Allerdings steckte er zu jener Zeit seine Ziele noch nicht so hoch, um den tatsächlichen Besitz dieses Anwesens anzustreben; das kam erst viele Jahre später.

Eines Tages wurde das Haus zum Verkauf angeboten, und er erwarb es. Es zu seiner einstigen Pracht renovieren zu lassen, kostete ein Vermögen, und er wollte, daß man dem Besitz ansah, daß er einem einflußreichen und vornehmen Mann gehörte. Oftmals stand er draußen vor dem Haus, blickte nach Süden und stellte wieder einmal zu seiner tiefen Befriedigung fest, daß man nicht einmal mit einem Fernglas die Hütte ausspähen konnte, in der er seine Jugend verbracht hatte.

Er fand es witzig, daß Elena nicht wußte, daß ihm Casa Gran gehörte. Sie war eine Frau mit beschränktem Geist und noch beschränkterer Neugier. In ihrem Leben gab es nur drei Interessen – ihre beiden Kinder, traditionelle mallorquiner Häkelarbeiten und die Seifenopern im Fernsehen.

Er parkte den Citroën BX 19GT vor der Casa Gran und stieg aus in das grelle Sonnenlicht. Sein Blick wanderte über das dreigeschossige, aus Stein erbaute Haus mit den siebenundzwanzig Zimmern. Wie viele andere Männer besaßen Häuser, die siebenundzwanzig Zimmer hatten?

Der Eingang war typisch für den damaligen Baustil, doch ungewöhnlich für moderne Verhältnisse; statt eines Hauptportals gab es einen Bogengang, durch den man direkt auf den Innenhof oder *patio* gelangte. Von dort aus führten zu beiden Seiten hohe, schwere Holztüren in je eine Vorhalle. Der Hof war ringsum geschlossen, und ein Teil lag immer im Schatten. Ein Springbrunnen in der Mitte kühlte und erfrischte die Luft. Von ihm ausgehend, wie die Speichen eines Rades, befanden sich Beete mit Zitrusbäumen und blühenden Büschen.

Durch die Tür zu seiner Rechten betrat er das Haus. »Julia.« Keine Antwort. Er rief noch einmal. Dann hörte er, wie sie geräuschvoll herbeieilte; laut klapperten ihre Schuhe auf dem mit Fliesen belegten Boden.

Den größten Teil ihres Lebens hatte sie auf den Feldern arbeitend verbracht, und ihr langes, schmales Gesicht war tief gefurcht. Die Haut war rau und spröde, und sie sah älter aus als er, obwohl sie zwei Monate jünger war.

»Hast du mein erstes Rufen nicht gehört?« fragte er barsch.

»Ich habe im hinteren Zimmer geputzt«, antwortete sie mit flacher, ausdrucksloser Stimme.

»Bald wird eine Freundin von mir hier sein; Sorge dafür, daß alles vorbereitet ist.« Er fragte sich, was sie wohl über die vielen Frauen dachte, die ihn besuchten; aber vielleicht machte sie sich grundsätzlich nicht viele Gedanken. Als sie beide noch jung waren, hatten sie oft zusammen gespielt, wenn sie nicht auf dem Feld arbeiten mußten. Ihrer Familie gehörte damals der Boden, den sie bewirtschafteten, während seine Eltern nur Pächter waren. Aus diesem Grund war sie ihm gesellschaftlich überlegen gewesen. Er hoffte, sie möge sich an jene Zeiten erinnern, damit sie die Ironie der gegenwärtigen Situation auch voll begriff. »Du kannst eine Flasche Weißwein holen und sie mir draußen servieren.«

Er stieg die breite, geschwungene Treppe hinauf. Oben bog er in den nach rechts führenden Korridor ab. In dem großen Schlafzimmer mit den hohen Wänden war es angenehm kühl, obwohl draußen eine Hitze von fast vierzig Grad Celsius herrschte. Das antike Mobiliar glänzte frisch poliert, und die alten, originalen Fußbodenkacheln waren kürzlich geschrubbt worden; vielleicht besaß sie kaum mehr Verstand als eine Kuh, aber sie wußte, wie man einen Haushalt führt.

Den leichten Sommeranzug legte er ab. Im Sommer trugen nur wenige Mallorquiner ein Jackett, geschweige denn einen Anzug, doch ein Engländer hatte ihm einmal erzählt, den wahrhaft gebildeten Herrn erkenne man nicht an seinem Benehmen – ein Gentleman bestimme seine Verhaltensweisen selbst – sondern an der Kleidung. Das hatte er nie vergessen. Er zog sich ein frischgewaschenes Baumwollhemd und eine Leinenhose an und betrachtete sich im Spiegel an der Tür des großen Kleiderschranks. Er gefiel sich; er fand, er sähe elegant und gepflegt aus.

Er stieg die Treppe wieder hinunter und ging nach draußen auf den Patio. Im Schatten, nahe eines Mandarinenbaums, standen ein Tisch und zwei Stühle. Er setzte sich und schenkte sich ein Glas Wein ein. Die Trauben waren auf seinem Land gewachsen, in seiner Kelterei gepreßt worden, und in seinen Kellern war der Wein gereift. Er war ein reicher Mann. Er blickte auf seine Armbanduhr – bald mußte Raquel eintreffen. Sie hatte Casa Gran noch nie gesehen und würde dementsprechend beeindruckt sein; bestimmt gäbe sie dann ihr kokettes Sträuben auf.

Das Warten steigerte seine Erregung; Julio Benavides hatte recht, wenn er schrieb, das stärkste Aphrodisiakum sei die Abwechslung. Umgekehrt war es genauso richtig. Eulalia hätte das wissen müssen. Sie hatte allen Ernstes geglaubt, er würde sich von seiner Frau scheiden lassen und sie heiraten. Als ob er so dumm wäre, endgültig auf die Besitztümer zu verzichten, die auf den Namen seiner Frau liefen und an die sie sich hartnäckig klammerte!

Er dachte an Eulalia, wie er sie das letzte Mal gesehen hatte,

häßlich vom vielen Weinen. Sie wollte ihn an seine Versprechungen erinnern, die er ihr gemacht hatte, um sie zu verführen. War sie wirklich so naiv, wie sie tat?

Es war tröstlich zu wissen, daß Raquel sich niemals so albern aufführen würde. Sie kannte die Spielregeln. Doch obschon sie sich sehr raffiniert vorkam, so hatte er schnell ihren schwachen Punkt durchschaut. Sie sehnte sich nach dem Luxusleben, wie es ihrer Meinung nach die reichen Leute führten, wobei sie ihre Vorstellungen aus Schundromanen und Fernsehserien bezog. Bereits wenige Besuche der teuersten Restaurants in Palma und des Casinos hatten genügt, um sie den Altersunterschied zwischen ihnen, den sie vorher so gern betont hatte, vergessen zu lassen . . .

Er hörte das knatternde Geräusch eines sich nähernden Mofas oder Motorrads und fragte sich vage, wer das sein mochte. Womöglich jemand, der zu Julia wollte, aber ganz bestimmt nicht Raquel; Raquel würde niemals ein so vulgäres Fahrzeug benutzen . . .

Julia kam auf den Patio. »Da ist ein Mann, der mit Ihnen sprechen will.«

»Wer ist er?« fragte er gereizt.

Sie zuckte mit den Schultern.

»Warum zum Teufel hast du ihn nicht gefragt?«

Sie gab keine Antwort.

»Stell fest, wer er ist, und was er will.« Sie war wirklich dumm, doch wenn er sie feuerte, beraubte er sich des Vergnügens, sie bei sich in Stellung zu haben.

Sie kam zurück. »Er heißt Carlos Vidal.«

»Nie von ihm gehört.«

»Er sagt, er möchte Sie sprechen.«

»Ist er von hier?«

»Er ist ein *forastero*«, antwortete sie, indem sie einen Ausdruck benutzte, der besagte, er sei ein Ausländer; jedoch nicht in dem Sinn, daß er kein Spanier sei, sondern daß er nicht von der Insel stamme.

»Er soll sich von meiner Sekretärin einen Termin geben lassen und in mein Büro kommen.«

Sie entfernte sich.